

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 277.

Montag, 28. November

1927.

(11. Fortsetzung.)

Der verzauberte Wendelin.

(Nachdruck verboten.)

Ein frühlicher Roman von Michael Mohr.

Ein entsetzlicher Name, verwünschte er den Stammbaum des Engianwirts. Da prasselte ein neuer Strahl ins splitternde Tannenholz und ließ ihn seine Verwünschung so gleich dem Himmel abbitten.

Was ist ein Name, zitierte er den englischen Dichter. „Wie es auch hieße, würde lieblich duften.“

Die Gildenburger schauten vergnügt durch die patzschaffen Fensterscheiben auf das durch die Gassen heimwärts fliehende Paar.

Onkel und Tante Hagebutt standen besorgt in der Haustür und sahen in den auf das Marktplaster schlagenden Regen hinaus.

„Da sind sie!“ rief der durch die regenbespritzten Brillengläser blinzelnde Kantor befreit aus.

„Gerettet!“ hauchte Madame Hagebutt und schloß ihre durchwelchte Nichte ohne Rücksicht auf ihr bestes „gutes Kleid“ in die Arme.

Ein dunkler Punkt in Gestalt eines Lichtscheins.

Dachmansarden besitzen eine poetische Atmosphäre. Dem Himmel näher als andere menschliche Behausungen, wecken sie in Dichterseelen schönste Träume.

Auch weniger schwärmerische Seelen werden von ihrer Luft zu kühnen Phantasien verführt. Wendelin wiegte sich in solchen Träumen. Im tollen Wirbel spulte er durch Gänge und Treppen der Gildenburg. Als letzter Ritter stand er, während draußen vor den Wällen die kriegerischen Scharen des Türkenheers Sturm ließen, in der hochgelegenen Kemenate. Unentzogen wanderte sein Blick zwischen der Geldtruhe und der schönen Jungfrau hin und her. Er durchlebte die Dual des Hans von Gildenburg, der nicht wußte, ob er das geliebte Gold oder das geliebte Mädchen zuerst in den unterirdischen Gang retten sollte.

Er nahm seine Rosamunde — ja, sie hieß im Traum der Nacht Rosamunde, — auf den gepanzerten Arm und trug sie hinab. Vor der Eisentür bemerkte er, daß er den Schlüssel droben im Gemach vergessen hatte. Er setzte die schöne Last nieder und eilte zurück.

Aber er konnte trotz verzweifelter Suchens den Schlüssel nicht finden, setzte sich auf die eiserne Truhe, sprang auf, suchte erneut vergebens, lief wieder die steile Stiege hinunter und fand die Geliebte nicht mehr vor. Wieder stürzte er aufwärts und schlug unterwegs einen entgegretenden Türkenkopf von den Schultern, der polternd die Wendeltreppe herabrollte.

Jetzt fand er endlich den Schlüssel, aber die Truhe mit dem Golde war verschwunden.

Sein Leben wenigstens zu retten, flüchtete er in den Geheimgang. Da saß Rosamunde vor der Eisentür auf der Eisentruhe und begrüßte den Erretter. Er wollte aufschließen. Aber er hatte den vermaledeiten Schlüssel oben liegen gelassen und ließ zum zweitenmal zurück.

Wie oft er unter immer neuen Mißgeschicken in dieser Nacht vom Turmzimmer in den Gewölbengang und von der Eisenpforte zur Kemenate treppauf, treppab gelaufen war, konnte er nicht zählen. Aber es mußten einige Duzend Male gewesen sein, so erschöpft und zerschlagen erwachte er.

Nun eilte er noch eine Treppe von der hohen Mansarde

zur Wohnung des ersten Stockes hinunter und hörte erfreut hinter der Tür Rosamundes Stimme.

Die beiden Schätze waren also vorhanden und sollten an diesem Tage endlich gehoben werden.

Besah er nicht den Schlüssel zur Eisenpforte und nicht den zur Herzenstür Rosamundes, so sollten Brechwerkzeuge ihn beide öffnen.

Als er eintrat, sahen zwei Köpfe, die sich dicht zueinander gebengt hatten, aufeinander.

Der vom roten Vollbart umrahmte Kopf des Revierförsters und der Kopf mit den Hängezöpfen.

Aber es war gar nicht der Kopf mit den braunen Zöpfen. Die Märchenaugen waren noch da und lachten schelmisch den jungen Hagebutt an.

Hängezopf und Dirndlkleid waren verschwunden.

Eine elegante junge Dame mit einer Haarfrisur und in einem schnittigen Sommerkleid der letzten Mode saß am Frühstückstisch. Keine Pensionsgans, kein „deutsches Mädel“, keine Bauerndirne, sondern eine junge Dame von Welt.

Wendelin begrüßte entzückt die Verwandelte. Hatte der Haar und Kleid aufweichende Gewitterregen die überraschende Verwandlung bewirkt? Hatte seine Erziehung zur Mode das Wunder vollbracht? Oder kleidete sich ein liebendes Herz nach Wunsch und Geschmack des Geliebten.

Ein Hochgefühl schwellte Wendelins Busen. Sie liebte ihn, das stand für ihn fest.

Liebe ist mißtrauisch. Sie beargwöhnt schon ein Zusammensteden der Köpfe, ein verlegenes Auseinanderfahren, wie er es bei seinem Eintritt beobachtet hatte.

Der Verlauf der Kaffeetafel, zu der die alten Hagebutts nicht erschienen, war nur dazu angetan, seinem Argwohn Nahrung zu geben.

Die Verwandlung zur Modedame hatte dem Dirndl alle Zutraulichkeit zu dem Fremden genommen. Wendelin empfand schmerzlich die kühle Reserve, die sie ihm gegenüber bewahrte. Er hatte sie zu einer sofortigen Besteigung der Burg und zur Erschließung des geheimen Ganges einladen wollen. Jetzt schwieg er verstimmt.

Ein verstecktes Augenspiel ging immer wieder zwischen den beiden hin und her.

„Lieberes Väschen“, flötete der Notbart. „Teurer Vetter“, echote Rosamunde.

„Was gedenken Sie eigentlich mit dem Inhalt der Schatzkiste anzufangen, Herr Doktor“, wandte sich mit platter Ironie der Revierförster an Wendelin.

„Darüber habe ich mir den Kopf noch nicht zerbrochen. Auch kommt es mir weniger auf die Goldkiste als auf den wissenschaftlichen Wert der Entdeckung an.“

„Sie wollten, da Sie das Geld wohl selber nicht so nötig brauchen, manches Gute mit dem Gildenburger Schatz stiften. Unsere Stadt liegt seit Jahrhunderten abseits der großen Heerstraßen und hat in der neuen Zeit eigentlich wenig Daseinsberechtigung. Es herrscht viel Not unter den Bürgern. Da Sie ja die Entdeckung des Schatzes eigentlich uns verdanken, würde der Bürger-

meister eine hochherzige Stiftung für die Armenkasse gewiß dankbar annehmen.“

Wendelin ärgerte sich über die plumpe Anzapserei.

„Auch wäre das Besitzrecht an dem Funde eine noch strittige Frage, da die Guldensburg mit Grund und Boden zum Stadtbereich gehört.“

Wendelin schnitt das Thema kurz ab. „Auf einen Prozeß mit den Herren Stadtvätern möchte ich es allerdings bei meiner juristischen und geschäftlichen Unerfahrenheit nicht antommen lassen.“

Der Revierförster erhob sich militärisch straff. „Ich muß in den Dienst. Auf Wiedersehen, Herr Doktor! Auf Wiedersehen, liebe Base!“

Galant beugte er sich über die schöne Hand und tätschelte sie zärtlich.

Rosamunde errödete verlegen und geschmeichelt zugleich und warf dem allzu ritterlichen Better einen halb vorwurfsvollen, halb verheißenden Blick aus den Märchenaugen zu.

„Können Sie mir nicht heute vormittag Ihren Dachshund ausleihen? Ich will den Geheimgang erbrechen. Er scheint eine besondere Nase für Schloßgespenster zu besitzen und wird mir nützlich sein.“

Der Förster tat überrascht. „Wie, Sie wollen heute schon den Schatz heben? Warten Sie doch bis morgen, dann leiste ich Ihnen Gesellschaft und nehme Buß mit, den ich heute leider nicht entbehren kann.“

„Ich will morgen abreisen“, lehnte Wendelin stritt ab, und warf einen lauernden Blick auf Rosamunde, um die Wirkung seiner innerlich nicht ernst gemeinten Drohung zu beobachten.

Die junge Dame blieb wider Erwarten eiskalt.

„Ach“, sagte sie bloß, „morgen schon? Dann komme auch ich um das Vergnügen, der Schatzbergung beizuwohnen. Ich war schon so gespannt, auf das Gespenst...“

„Aber ich erwarte, daß Sie meiner Einladung für den heftigen Vormittag nachkommen, gnädiges Fräulein!“

Er nannte sie bereits „gnädiges Fräulein“, die Pensionsgans! Die Titulatur blieb ohne Wirkung.

„Heute Vormittag, das geht nicht. Ich will einen Brief an meine Eltern schreiben und ihnen meine Ankunft bei Onkel und Tante Hagebutt mitteilen.“

Also wegen des Enzianwirtes die zweite Absage. Da lag System drin. Better und Base hatten sich scheinbar über Nacht verständigt und gegen ihn verschworen.

Warum, konnte er freilich nicht sagen. Die Beiden schienen über Nacht plötzlich mehr als verwandtschaftliche Gefühle füreinander entdeckt zu haben. Dieses verdammte verständnisinnige Zublinzeln und unterdrückte Hohngelächter.

Mit einem Male war ihm klar, daß die Unschuld aus den Bergen gestern in Dirndlkostümierung die Harmlose gespielt hatte, um ihn ins Garn zu loden und ihn für die dunklen Pläne ihres Betters Rotbart und ihrer selbst zu tödern. Wofür, war freilich noch unerklärlich. Aber eine Komödie spielten sie beide mit ihm in der Rolle als Hanswurst, das fand fest.

So schnell und so leicht sollten sie ihn doch nicht von seiner vorgenommenen Aufgabe zurückhalten. „Da Sie leider beide heute vormittag keine Zeit haben, werde ich Herrn Hagebutt sen. selbst als wissenschaftlichen Beirat und Begleiter erbitten.“

„Da werden Sie auch kein Glück haben, Herr Doktor“, lachte der Feuerbart wieder ganz impertinent. „Er schreibt an dem letzten Kapitel seiner großen Geschichte der Stadt und Feste Guldensburg. Da ist er unerbittlich und für Niemand zu sprechen. Er nimmt sogar seine Mahlzeiten allein in der Studierstube ein.“

Das war ein förmliches Komplott gegen ihn. Irgend etwas war im Gange, daß man ihm ganz systematisch Widerstand von allen Seiten entgegensetzte.

Er ließ den Revierförster verschwinden. Er sah die intrigante Rosamunde die Tür hinter sich schließen. Er blieb allein und überlegte.

Eins war für ihn eine ausgemachte Sache: an Abreise war vorläufig nicht zu denken. Möchte der alte Warneberg ihm auch noch so dringende Depeschen schicken!

Aber er schickt gar keine Depeschen, fiel ihm plötzlich

auf. Er läßt überhaupt nichts von sich hören, als ginge ihn das ganze Kohlengebiet und die Sache mit dem „Geldsack“ gar nichts mehr an. Nun, wenn der Alte schon die Angelegenheit auf die leichte Achsel nahm, ihn brachte sie schon lange nicht aus seiner Guldensburger Ruhe.

Wollten ihn die Guldensburger, wie es schien, um den Ruhm der Entdeckung ihres Burggeheimnisses bringen und ihn aus ihrer Stadt fortkeilen, dann blieb er erst recht. Nun gewarde, sagte er. Dabei wollte ihn gar niemand fortkeilen, und die ganze Familie Hagebutt forderte den ihr doch recht unbekanntem Gast dreimal des Tages zum Bleiben auf. Aber er war etwas verwirrt, von den Erlebnissen in dem verlassenen Nest, verwandelt und verzaubert, der entamerikanisierte Wendelin! Nur merkte er es nicht.

Ob der alte Hagebutt wirklich an seiner Historie arbeitete?

Er blühte sich zum Schlüsseloch und guckte wie ein Spigbube in die Studierstube.

Da saß tatsächlich der alte Herr und schrieb und schrieb mit großen schnörrigen Zügen. Aber er seigte dabei, als verfaßte er einen Schwanz und keine ernste Historie.

Außer Kopf und Schreibtisch ließ der Bildausschnitt den Schlüsselochgucker nicht viel sehen. Bis auf eine waldbüne Rundung, die er bald als die Weste des Revierförsters definierte. Noch ein drittes Wesen mußte der Abfassung des letzten Kapitels der Geschichte Guldensburgs beiwohnen. Denn er hörte ganz deutlich ein mühsam unterdrücktes Gelicher und Gequietsche, das nur aus dem roten Munde der Rosamunde kommen konnte.

Ein nettes Kapitel mußte das sein! Der nicht zu störende Geschichtsschreiber grinste, die briefschreibende Tochter des Enzianwirts amüsierte sich königlich, und die grüne Weste des diensttuenden Revierförsters wadelte vor Heiterkeit!

Sein einmal erwachtes Mißtrauen bezog die seltsamen Vorgänge hinter der Tür ohne zwingende Logik auf sich selbst. Einen Augenblick war er versucht, nach kurzem Anknöpfen einzutreten und die Verschwörerbande zur Rede zu stellen. Dann verwarf er den Einfall wegen der Unsichtbarkeit, durch sein bloßes Erscheinen die Konspiration gegen ihn zu entlarven. Alle Lust an der Expedition nach der Guldensburg war ihm jetzt vergällt. Die Begleitung Rosamundes hätte er vom wissenschaftlichen Standpunkte noch verschmerzen können. Aber ohne den gespensterichtigen Buß hatte sein Unternehmen von vornherein nur halbe Aussicht auf Erfolg.

In elegischer Stimmung verließ er das verdächtige Haus, wandte der Guldensburg mit einem entsagenden Blick auf ihre Mauern und Türme den Rücken und schlug gedankenlos den Weg nach dem Tal ein.

Traurig wandelte er die gleichen Spuren, die er gestern an der Seite Rosamundes geschritten war. Welch ein Wandel in vierundzwanzig Stunden!

Am Wasserfall, dem er gestern erst in einem nie gekannten Herzensüberschwang vor dem tauben Ohr der Geliebten seine Liebe zugesprochen hatte, ließ er sich gesenkten Hauptes wie ein verdorrtes Blümlein nieder.

Heute schrie er nicht, heute schwieg er und seufzte.

Aber Schreien und Seufzen haben wie alle Auserungen sentimentaler Empfindungen ihr Ende und werden von anderen Gefühlen abgelöst.

Konnte er sich nicht, fragte eine leicht hoffende Stimme in seiner Brust, konnte er sich nicht getäuscht haben? War diesem lieben, schelmischen Mädchen ein loses Spiel der Täuschung zuzutrauen? Steckte wirklich hinter dem biedereren Rotbart ein niederträchtiger Nebenbuhler, der ihn mit der Angebeteten seines Herzens betrog und sich über ihn lustig machte? War dem harmlosen Kantor und Geschichtsschreiber von Guldensburg auch nur die geringste Schlechtigkeit zuzutrauen?

Je mehr er überlegte, desto weniger kam er zu einem wahrscheinlichen Schluß. Nicht einmal in seinem amerikanischen, aufregenden Leben hatte er je solch schmerzlichen Seelenzweifel durchlitten. Dabei ging es hier um kleine und kleinste Dinge, während drüben die Niagarafälle und die Stromversorgung des halben Amerika auf dem Spiele standen!

(Fortsetzung folgt.)

Wille und Tat.

Es gleiche dein Wille der Saat,
Versetzt in fruchtbare Erde,
Doch laß ihm entwachsen die Tat,
Daß eine Ernte dir werde.

Denn Wille und Worte sind leer,
Sind sie nicht Antrieb zum Handeln,
Leicht wiegen die beiden, und schwer
Ist, sie in Taten zu wandeln.

Verträumst du die Zeit ohne Ruh
Und läßt in Worten sie steden,
So bleibt deine Saat ohne Schutz
Und kann den Keim nicht erweiden.

Alexander v. Gleichen-Ruhwurm.

Wie ich Pierre Loti kennen lernte.

Von Hugo v. Koller.

Von der Sommerresidenz der deutschen Botschaft in Therapia kommend, ging ich am Ufer des oberen Bosphorus bis zur französischen Botschaft, vor der das Stationschiff vor Anker lag. Dies war mein Ziel. Ich hatte gehört, daß der bekannte Schriftsteller Pierre Loti als Kommandant des französischen Stationschiffes nach Konstantinopel gekommen war. Und seine Bekanntschaft wollte ich machen. — Ich hatte zwar kein Verständnis dafür, daß ein Schriftsteller in Frankreich auch Kommandant eines Kriegsschiffes werden könnte, denn ich wußte von Pierre Loti weiter nichts, als daß er eine Reihe mehr oder weniger gute Bücher geschrieben hatte; aber es stand einwandfrei fest, daß dieser Pierre Loti tatsächlich auf dem Stationschiff der französischen Botschaft war. Die meisten seiner Bücher hatte ich gelesen und mir dabei ein Bild von dem Autor gemacht, das ich nun mit dem Original vergleichen wollte. Ich wußte aus seinen Werken, daß er den Stoff zu seinen Romanen, Novellen usw. in aller Herren Länder selbst sammelte, daß er alles, was er erzählte, selbst erlebt und gesehen hatte. Wie und in welcher Eigenschaft er über die Weltmeere gefahren war, diese Frage war bei mir offen geblieben.

Es war die Zeit, in der seine Bücher den Ruhm ihres Autors weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus, besonders in den europäischen Orient trugen. Hier gehörte es zum guten Ton, Pierre Loti gelesen zu haben und in Gesellschaft darüber mitreden zu können.

Sein letztes Werk war damals „Madame Chrysanthème“ gewesen, das auch ich mit Interesse gelesen hatte. Er schwärmte darin so nett von den kleinen Muscheln, Geißhas und anderen kleinen Rippon-Weiblichkeiten, mit denen er unter Ritschlütten und Mimosen so verlockende Schäferstündchen verlebte, daß ich die Gelegenheit nicht verläumen wollte, den Autor persönlich kennen zu lernen.

Im Jahre 1879 war Loti mit seiner „Azinade“ zuerst an die Öffentlichkeit getreten, hatte 1882 in seinem „Le Mariage de Loti“ sein Liebesidyll mit einer Eingeborenen von Tahiti erzählt, und dann weiter fast in jedem Jahr die französische Literatur um ein neues Werk bereichert. Als sein bestes Werk galt „Pêcheurs d'Islande“, das die geistvolle Königin von Rumänien, Carmen Solva, ins Deutsche überseht hat.

Ich war also auf dem Wege zu Pierre Loti! Die Sonne brannte auf meinen Besuchsrod, der mich zwischen all den leichten Sommeranzügen der Bewohner des oberen Bosphorus von vornherein kenntlich machte als einen, der auf Bistitenpfaden wandelte.

Vor dem langgestreckten, roten Gebäude der französischen Botschaft lag zwischen dem Stationschiff und dem Kai unmittelbar vor mir ein kleines Boot vor Anker, in dem ein Offizier saß und angelte, ein Mann von einigen vierzig Jahren. Der Typus eines Franzosen, eine zarte Erscheinung mit feinem Gesicht, in dem der Genz quart besonders gepflegt schien. Weiße Sommeruniform, weiße Mütze mit der Tritelore-Kolarde. Zweifellos ein Offizier des Stationschiffes.

„Bardon, mon capitaine, könnte ich wohl den Herrn Kommandanten Pierre Loti an Bord meine Aufwartung machen?“

Der Franzose erhebt sich, grüßt mit liebenswürdigem Gesichte und stellt sich vor: „Capitaine Baud, Kommandant des Stationschiffes.“

„Bardon, mon capitaine, ich glaube, Monsieur Pierre Loti sei der Kommandant des Stationschiffes.“

Ein feines Lächeln gleitet über das sympathische Gesicht des Franzosen. „Zu Ihren Diensten, mein Herr. Als französischer Offizier: Baud. — Capitaine Julien Baud, — als Schriftsteller: Pierre Loti.“

Sapristi! Also Pierre Loti war gar nicht Pierre Loti!

Es ist eine so nette Vorstellung, freundliche Begrüßung und Einladung, ins Boot zu steigen. Pierre Loti zieht seine Angel ein, indem er sagt: „Ich angle hier die Gedanken und Ideen aus dem Wasser des Bosphorus, die ich in meinem nächsten Buch verwerten will.“ Ich mache dem Monsieur Pierre Loti einige Komplimente über seine literarischen Arbeiten. Er mundert sich, daß ein Deutscher so viel Interesse an den Werken eines französischen Schriftstellers nimmt und wird immer liebenswürdiger, als ich im Laufe der Unterhaltung den Beweis erbringe, daß ich seine Bücher auch wirklich gelesen habe.

Wir saßen an Bord bei dem in französischer Gesellschaft ebenso unvermeidlichen Absinth, wie in der russischen der Wodka, und ich lasse mir von Pierre Loti aus seinem Leben und vom Entstehen seiner Bücher erzählen. Er war fünf Jahre älter als ich, im Jahre 1850 in Rochefort geboren. Mit 17 Jahren war er als Offiziersaspirant in die französische Kriegsmarine eingetreten und hatte das Glück, viel auf Auslandskommandos Verwendung zu finden. Auf diese Weise lernte er fast die ganze Welt kennen. „Mir plakte sehr bald die literarische Ader“, erzählte Pierre Loti, „und ich sammelte überall Material, um es schriftstellerisch zu verwerten.“

Im Jahre 1883 ging er mit nach Tongating und schrieb als Offizier Kriegsberichte für den „Figaro“. „Diese Berichte waren so wahrheitsgetreu“, sagte Loti, „daß sie mir meine Entlassung aus dem Dienst einbrachten.“ Dank guter Protektionen wurde er aber bald wieder in den aktiven Dienst aufgenommen, und es gelang ihm, überall dahin Kommandos zu erhalten, wo er Land und Leute kennen lernen wollte. Diesen Kommandierungen verdanken die meisten seiner Bücher ihr Entstehen. So hatte er sich auch nach Konstantinopel kommandieren lassen, um hier sein „Fantome d'Orient“ zu schreiben.

Der melancholische Zug, der durch fast alle seine Werke geht, prägte sich auch in seinem Wesen aus, ohne aber seine persönliche Liebenswürdigkeit im geringsten zu beeinflussen.

Ich habe die Stunden an Bord des französischen Kriegsschiffes in Gesellschaft Pierre Lotis nie bedauert, sie haben mir im Gegenteil größeres Verständnis für seine Werke gebracht und sind mir stets in freundlicher Erinnerung geblieben.

Das Leben der See.

Von Dr. S. Soldenhoff (Wien).

Um das Leben der Meeresbewohner, seien sie pflanzlicher oder tierischer Art, zu erforschen, gibt es zwei Wege, man kann entweder zu diesem Zweck besonders eingerichtete Schiffe ausenden, sogenannte Tiefsee-Expeditionen, oder an geeigneten Stellen der Küsten zum Studium des Meeres und seiner Bewohner besondere Institute schaffen. Von diesen Instituten ist das älteste und auch heute noch angesehenste das „Meeresbiologische Institut“ in Neapel, das von dem bekannten deutschen Zoologen Professor Anton Dohrn gegründet wurde. Das Grundstück hatte Garibaldi, der damalige Gouverneur Neapels, zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt. Das Institut steht auch heute noch unter deutscher Leitung. — In derartigen Einrichtungen werden nun die Fauna und Flora der See auf das Eingehendste studiert, sowohl die Entwicklung der verschiedenen Lebewesen (wobei man gefunden hat, daß viele Seetiere in der Jugend einen völlig anderen Bau und andere Lebensgewohnheiten besitzen als die ausgewachsenen Artgenossen), als auch der Ort ihres Vorkommens und ihre Nahrung.

Das Leben der offenen See ist ungemein reichhaltig. Beim Arbeiten mit einem Schleppnetz aus ganz feiner Seidengaze hat man eine kaum vorstellbar große Zahl der verschiedensten, mikroskopisch kleinen Tiere und Pflanzen gefunden. Diese winzigen Lebewesen, die nicht schwimmen können, sondern hilflos den Gezeiten und Strömungen folgen müssen, sind als „Plankton“ bekannt, im Gegensatz zum „Nekton“, das die sich frei bewegenden Tiere, wie Fische, Tintenfische, Wale usw., umfaßt, und zum „Benton“, den auf dem Meeresboden lebenden Tieren und Pflanzen. Das pflanzliche Leben im Plankton ist von grundlegender Bedeutung, denn in diesen winzigen kleinen Pflanzen werden unter der Wirkung, die das Sonnenlicht auf ihren grünen Farbstoff ausübt, aus den Salzen und Gasen im Seewasser Nahrungstoffe erzeugt. Mit der im Frühjahr zunehmenden Kraft der Sonne nehmen auch diese kleinsten Lebewesen an Zahl zu, und zwar derartig, daß man auf einen Hektar Meeresoberfläche 25 Tonnen (!) Plankton berechnet hat. Mit zunehmender Größe und Vermehrung verbrauchen sie aber die im Wasser enthaltenen Nährstoffe, in erster Linie Nitrate und phosphorhaltige Stoffe, auf die sie angewiesen sind, und die Folge ist, daß mit dem Vorschreiten des Sommers ihre Zahl merkbar zurückgeht. Chemische Analysen

von Seewasser zu verschiedenen Jahreszeiten haben ergeben, daß das Wasser an den genannten Nährstoffen im Hoch- und Spätsommer sehr arm, dagegen im Winter außerordentlich reich ist, wenn nämlich frische, aus der Zersetzung von toten Tieren kommende Salze vom Meeresgrund in die höheren Schichten aufgestiegen sind. Nur aus diesen oberen Schichten werden die Nährstoffe vom Plankton entnommen, denn dieses vermag sich nur dort zu entwickeln und zu halten, wo das Sonnenlicht einfällt. Diese pflanzlichen Bestandteile des Plankton bilden nun die Nahrung für den tierischen Teil, von dem andererseits wieder größere Tiere, selbst Walfische, leben. Man hat nachgewiesen, daß z. B. die Menge von Makrelen in einem bestimmten Meeresgebiet unmittelbar von der Sonnenscheindauer in dem betreffenden Jahr abhängig ist. Je mehr Sonnenschein, desto stärker die Entwicklung des pflanzlichen Planktons, damit auch mehr Futter für die Planktontiere, die entsprechend mehr Makrelen in dieses Gebiet locken.

Viele der am Meeresgrunde lebenden Fische, wie z. B. alle Flachfischgattungen, sind bezüglich der Nahrung auf Schalentiere und Würmer angewiesen, die dort unten herumkriechen und sich in den Boden eingraben. Dänische Naturforscher haben einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Menge der in der Tiefe lebenden Tiere und dem Ertrag der Fischerei festgestellt. Die Schalentierfischerei ist recht bedeutend, und auch die Wissenschaft hat ihr demzufolge großes Interesse entgegengebracht. Ein gutes Beispiel für solche angewandte Biologie bietet die französische Austerindustrie; sie wendet bei der Aufzucht junger Austern wissenschaftliche Methoden an und züchtet jedes Jahr Hunderte von Millionen junger Austern, wobei das Hauptgewicht auf die richtige Ernährung der Tiere in den verschiedenen Stadien ihres Wachstums gelegt wird. Auch England, das gleichfalls eine nicht unbedeutende Austerindustrie besitzt, widmet der Frage großes Interesse. Die englische Auster wechelt in der Generationsfolge zwischen männlichen und weiblichen Tieren, wobei die Temperatur des Seewassers eine ausschlaggebende Rolle spielt. Durch künstliche Erhöhung der Wassertemperatur hofft man nun eine größere Schnelligkeit im Generationswechsel herbeizuführen; das würde von großer wirtschaftlicher Bedeutung sein. Ein Hemmnis für eine größere Verbreitung des Austerverbrauchs bestand bisher noch in der Furcht vor der Übertragung von Krankheitsstoffen, weil die Muscheltiere häufig in verunreinigten Gewässern leben. Die englische Regierung hat daher in Conway eine sogenannte Austerreinigung eingerichtet, die für alle in der Umgegend gefangenen Austern usw. bestimmt ist. Die Ansteckungskeime werden dort vernichtet, ohne daß der Nährwert der Tiere im geringsten leidet.

Wie man sieht, ist die Tätigkeit der Gelehrten auf dem Gebiete der Meeresbiologie auch in wirtschaftlicher Beziehung von großer Bedeutung.

Insektenmusik.

Von Annaliese West-Nissen (Berlin).

Ob wir im Sommer draußen in der freien Natur der Insektenmusik lauschen oder im winterlichen Zimmer uns in das Summen der Stubenfliege versenken, immer wird es uns, wenn wir offenen Sinnes sind, interessant erscheinen, daß so winzige Lebewesen bereits eine reiche Scala von Tönen hervorbringen können. Wenn wir uns gar ein wenig genauer die Einrichtungen betrachten, mit denen die Insekten musizieren, wird unser Interesse zu einem bewundernden Staunen.

Zwei Arten solcher Insekten müssen wir unterscheiden: die Vokalisten, die mit ihren Atmungsorganen Musik machen, und die Instrumentalisten, die an ihrem Körper kleine Instrumente besitzen, die nur dem Musizieren dienen.

Die Fliegen sind Sänger. Sie haben in ihrem Atmungsapparat ein kleines Häutchen, das bei lebhaftem Luftwechsel vibriert. Ähnlich verhält es sich bei den Bienen und Wespen, deren Gesang wissenschaftlich sehr genau untersucht worden ist. Der Musikapparat des Maulwürfers ist eine Ort Orgelweise. In der Lufttröhre liegt eine Zunge, die beim Atmen schwingt.

Die hervorragendsten Vertreter der Instrumentalisten sind die Grillen, die als ausdauernde und lebenswürdige Musiker bekannt sein dürften. Schon von Diogenes wurden sie im „Heinchen am Herd“ gezeilt. Allerdings nennt er ihre Musik, wie viele andere, einen Gesang. In Wirklichkeit ist es eine Art Geigenstreichen. Die Grille hebt dazu ihre braunschillernden Flügeldecken und weht sie in der Sekunde sechs- bis achtmal aneinander. Unter der Lupe können wir entdecken, daß der rechte Flügel eine kleine feingewöhnliche Säge darstellt, die über eine scharfe Leiste am inneren Rand der

linken Flügeldecke streicht. Der so entstehende Ton wird noch verstärkt durch eine besondere Resonanz-Vorrichtung. Auch die Laubheuschrecke steigt mit ihren Flügeldecken, während die Feldheuschrecke dazu ihre Sprungglieder benützt.

Aus welchem Grunde die Insekten, vornehmlich die Grillen, ihre Konzerte vollführen, ist ganz genau festgestellt worden. Die Grillenmusik dient der Liebeswerbung, und zwar hat ein russischer Professor diese interessante Feststellung auf folgende Weise gemacht: Er setzte ein Grillen-Männchen in ein Zimmer, das Grillen-Weibchen in ein anderes und brachte in die Nähe des atzenden Männchens ein Mikrophon, während er zum Weibchen einen Lautsprecher ins Zimmer stellte. Das Weibchen hörte im Lautsprecher den Ton und hüpfte zu ihm hin. Da nun überdies nur die Männchen musizieren können, ist es mit Sicherheit anzunehmen, daß sie dadurch den Weibchen gefallen wollen.

Der Trommler (zeitgemäßer: Jazzdrummer) unter den Insekten ist die Totenuhre (anobium). Dieser Käfer lebt im Holze und klopft mit grotesken Höckern an die Wände, ebenfalls um das Weibchen anzulocken. Von der Schnarrheuschrecke könnte man — mit einiger Übertreibung — behaupten, daß sie die Bratsche spielt. So sind alle möglichen Instrumente unter den Insekten vertreten. Vielleicht läßt sich daraus die eine oder andere Anregung für unsere entwicklungsfähigen Jazztastellen finden. Übrigens ist ein Vergleich der modernen Musik mit der Musik unserer Feld-, Wald- und Wiesen-Philharmoniker sehr angebracht. Man kann nämlich kaum mehr einwenden, daß die Töne, die von den Insekten hervorgebracht werden, keine Musik seien, nachdem wir heute mit „Musik“ alles Mäuliche bezeichnen, das noch vor gar nicht langer Zeit als mistönendes Geräusch empfunden wurde!

Hygiene und Heilkunde

Geburt und Tod bei Nacht. In verschiedenen Ländern sind seit einiger Zeit Untersuchungen über die Stunden von Tag und Nacht angestellt worden, in denen die meisten Geburten und Todesfälle erfolgen. Die Ergebnisse haben zu keinem biologischen Gesetz geführt, durch das eine gewisse Regelmäßigkeit im Eintreten dieser Vorgänge festgestellt werden könnte. Immerhin läßt sich doch eine Mehrzahl von Todesfällen in der Zeit des Dunkels und des Schlafes erkennen. Der französische Gelehrte Laignel-Lavastine, der in einer Abhandlung der französischen Akademie der Wissenschaften die Frage behandelt, findet, daß die Statistiken der französischen Entbindungsanstalten zeigen, daß in jedem Monat die Zahl der Geburten zwischen Mitternacht und Mittag größer ist als zwischen Mittag und der folgenden Mitternacht. Was die Todesfälle anbetrifft, so sind sie in der Schlafenszeit zwischen 6 Uhr abends und 6 Uhr morgens häufiger als während der Stunden, in der der Mensch wacht. In einem einzigen Jahre beobachtete der Gelehrte den Tod von 113 Patienten während der Nacht und nur von 88 während des Tages. Von den 113 Todesfällen erfolgten 59 in der Zeit zwischen 6 Uhr und Mitternacht, also während der ersten Zeit der Schlafperiode. Prof. Laignel-Lavastine leitet dieses Überwiegen der Todesfälle der Nacht von kosmischen Einflüssen her und von denen des Schlafes.

Wieviel rote Blutkörperchen haben wir? Die roten Blutkörperchen haben, seitdem sie vor mehr als 100 Jahren zuerst im Blut gesehen wurden, eine große Rolle in der Medizin gespielt, denn man erkannte bald, daß ihre Zahl für die Gesundheit von großer Wichtigkeit ist. Aber die Zählung dieser Blutkörperchen machte große Schwierigkeiten, und erst in neuester Zeit ist man in dieser Hinsicht zu ganz genauen Bestimmungen gekommen. Wenn die Ziffer der roten Blutkörperchen beträchtlich unter $\frac{1}{2}$ Millionen auf das Kubikmillimeter liegt, dann fällt der betreffende Person das Atmen schwer, und sie hat wenig Widerstandskraft gegen Krankheiten. Bei solchen Zahlen macht ein Unterschied von 10 000 nicht viel aus, aber größere Unterschiede sind von Bedeutung. Der amerikanische Physiologe Dr. C. D. Leake hat mit seinen Mitarbeitern von zahlreichen Studierenden im Alter von 10—30 Jahren Blutproben in stündlichen Abständen genommen. Dabei ergab sich, daß die Zahl der roten Blutkörperchen zu verschiedenen Zeiten des Tages um 345 bis bei Männern und 310 000 bei Frauen variieren kann. Eben solche Schwankungen kommen im spezifischen Gewicht des Blutes vor. Die Bestimmung solcher Schwankungen in der Zahl der roten Blutkörperchen und im Gewicht des Blutes sind von großer Wichtigkeit, um den Wechsel in dem Zustand eines Kranken festzustellen. Ein tägliches Schwanken der Zahl der Körperchen, das sich nicht über 315 000 erstreckt, ist normal; andere Schwankungen dagegen müssen als Krankheitserscheinungen angesehen werden.